

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Vogelsberg, Ludwig vom: Avanti Savoia!

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

wir net ab. Der Herr Parrer hat eine Kapitalpredigt gehalten, das is wahr, aber 's muß doch auch sonst alles seine Ordnung haben.“

Dem Pfarrrer stieg eine Blutwelle zu Kopf. „Ich habe nicht anders angenommen, daß der Wein, der übriggeblieben ist, den Ortskranken zugute kommt.“

„Das mag wo anderster eingeführt sein,“ entgegnete der Bembel, „hier trinkt ihn der Kirchenvorstand. Wann's dem Herrn Parrer net paßt, legen wir unser Amt nieder.“

Zu diesem Augenblick trat der Kirchendiener in die Stube. Er war mit Weinflaschen beladen und setzte sie auf den Boden.

Der Pfarrrer schritt ein paarmal in der Stube auf und ab.

„Unerhört!“ sprach er bei sich. „Am liebsten jagte ich die Kerle, daß die Lappen flögen. Stät, stät! Wie hatte sein Kollege gesprochen? Du mußt den Verhältnissen Rechnung tragen, mußt Kordel nachlassen, sonst kann dir's geschehen, daß du wie Jeremia deine Harse an die Weiden hängst und klagst.“

Er rief seiner Frau.

„Bring Gläser!“

„Halt!“ rief der Bembel, „eins schickt.\*) Das is bei uns immer so Mode gewest.“

Die Pfarrrerin brachte ein Glas. Das ging von Mund zu Mund. Bald griff eine behaglich-fröhliche Stimmung unter den Herren vom Kirchenvorstand Platz.

„Vorn Jahr,“ erzählte der Hannam\*\*) vom Ochsenweg, „hatten wir einen Rachenpuzer. Heilig Dunnerwetter, frag ich am andern Tag einen dicken Kopf!“

„Das hier ist ein fein Weinche,“ schmunzelte der Eulerspeter, „das schmeckt nach mehr!“

Erst als der letzte Tropfen getrunken war, entfernten sich die Männer langsam und würdevoll.

„Das sind ja nette Zustände hier,“ sagte der Pfarrrer zu seiner Frau und neigte den Kopf von einer Schulter zur andern. „Ich glaube, diese Bauernhäute sind Futterale für große Schelme. Oder ist's wirklich bloß ihre Art, die so zäh am Hergebrachten hält? Gleichviel, ich drücke ein Auge zu. Besser Friede mit ihnen als Krieg.“

### Avanti Savoia!

Von L. vom Vogelsberg.

Er war für Pietro Pagliaccio reichlich bitter gewesen, sein unfreiwilliger Auszug aus Wien. Damals, als der Tripoliskrieg losging und die Abenteurer die fadenscheinige Gloria der Italia ambiziosa frisch aufzubügeln suchten, damals hatte man Pietro Pagliaccio schon den Gestellungsbefehl geschickt. Aber Pietro hatte darüber

\*) Genügt. \*\*) Johann Adam.

eine sehr abfällige, man könnte sogar sagen höchst respektlose Neußerung getan und war geblieben. Das hatte sich herumgesprochen und in diesen Tagen konnte Pietro gar nicht genug Apfelsinen und heiße Maroni austreiben, um sie den huldigenden Freunden zu verkaufen. Er träumte damals schon von einer vier-spännigen Equipage und anderen schönen Dingen. Daß er nicht lesen und schreiben konnte, machte ihm weiter keine Kopfschmerzen.

Aber jetzt war die Sache faul geworden. Kein Mensch kam mehr unter den Torbogen der



An diesen Tagen konnte Pietro nicht genug Maroni austreiben.

Pfannkuchengasse und kaufte ihm etwas ab. Sie hatten Haltung bei allem Zorn, diese Wiener; aber hier und da hörte er doch einmal das Wort Kaffelmacher. Er wäre trotzdem gern geblieben, aber er hätte dann verhungern müssen. Also schnürte er eines Tages sein Bündel und marschierte mit sehr gemischten Gefühlen in der Richtung auf sein Heimatland.

Man steckte ihn gleich in die Uniform und schien sich wirklich zu freuen, daß er gekommen war. Wenn er durch die Straßen ging, dann sah er aufgeregte Männer auf allen möglichen Postamenten stehen. Sie fuchtelten mit den Armen in der Luft herum und sprachen tönende Worte von unerhörtem Ueberfall auf die povera Italia, die sich nun ihrer Haut wehren mußte.

So kam es, daß Pietro Pagliaccio sich schließlich wirklich freute, daß er seinem bedrängten Vaterlande zu Hilfe geeilt war. Die goldenen Tage

unter dem Torbogen der Pfannkuchengasse in Wien waren vergessen und er stimmte mit aller Lungenkraft in das satanische Rachegeschrei ein. Er, Pietro Pagliaccio, wollte es der brutta bestia schon zeigen.

Seine schöne Begeisterung erlitt einige Tage später eine sehr wesentliche Abkühlung, als er unter vier Augen von einem Kameraden eine gut ausgewachsene Maulschelle erhielt. Pietro konnte das erst gar nicht begreifen, denn er hatte doch gerade begeistert für den Ruhm des Vaterlandes gesprochen. Aber der freundliche Geber, ein langer Mailänder, glockte ihn noch einmal an wie ein gereizter Stier und röchelte: „Halt dein Maul in Zukunft, du — oder weißt du nicht, für wen du deine Haut zu Markte trägst? . . .“

Pietro wußte das nicht, aber der Mailänder gab ihm gründlichst Aufklärung. Zum erstenmal hörte er hier die Namen Salandra, Sonnino, Annunzio. Und die Folge war, daß sich Pietro Pagliaccio für die Folge das Wort *gentaglia*\*) als ständige Redensart angewöhnte. Das Betrüblichste aber war, daß plötzlich auch wieder die dumpfige Pfannkuchengasse in einer wahren Gloriole vor ihm auftauchte. Fortan fraß in ihm die Sehnsucht und sie ließ ihn auch nicht los, als er droben im Bergland mit den andern den Schützengraben bezog.

Den Krieg hatte sich Pietro Pagliaccio ganz anders vorgestellt. Mit hunderttausend Ehrenworten hatten ihnen die Offiziere drunten in den Kasernen versichert, daß es lediglich ein Siegesmarsch sei, der mit rasender Schnelle vorwärts ging, daß es weit mehr auf gutes Marschieren als auf gutes Schießen ankäme. Nun standen sie vor den Bergen wie vor einer verzauberten Wand und die österreichischen Kanonen machten „ert=bum“ und die Granaten krepiereten mit unheimlicher Genauigkeit. Und Pietro rekapitulierte seine Erlebnisse und sagte wieder voll Inbrunst: „Gentaglia!“

Man sprach davon, daß der König und andere Würdenträger in der Feuerlinie seien. Nicht ohne Scharfsinn dachte sich Pietro, daß dies wohl die Linie der Küchenfeuer sein müsse. Für ihn selbst aber wurde die Sache bald peinlich, denn jedesmal, wenn die Herren in der Feuerlinie waren, dann mußten sie aus den Gräben heraus zum Sturm. Anfangs war man auch willig und das „Avanti Savoia!“ dröhnte nur so. Es war dies übrigens ein Ruf, der Pietro ausnehmend gefiel, viel besser als das Essen, das er meistens überhaupt nicht bekam. Aber schließlich wollte keiner mehr aus dem Graben, denn von den Kompagnien kam manchmal nur die Hälfte zurück, manchmal auch gar keiner. Und als die Offiziere tötlich wurden, da — nun,

Pietro sah sie eines Tages nicht mehr zurückkehren.

Der Gedanke an die Pfannkuchengasse hatte sich allmählich in ihm zu einem Idol verdichtet. In wirren Träumen erhoffte er ein Wunder, das ihn über Berge und Meer wieder unversehens unter den geliebten Torbogen setzen sollte. Aber das Wunder geschah nicht, vielmehr fuhren die Granaten immer wüster in seinen Gräben und wirbelten Menschen und Erde zu einem schauerlichen Totentanz durcheinander. Und selbst in der namenlosen Angst dieses Hezenabbits dachte Pietro Pagliaccio an die Pfannkuchengasse.

Eines Tages wurde er mit drei Mann auf Patrouille geschickt. Es war ihm nicht wohl zumute bei diesem Auftrag, aber . . . nun, hinter der Front knallten Tag für Tag Schüsse . . . Er ging, stolperte vorwärts mit den andern. Und dachte an die Pfannkuchengasse.

Sie kamen vorwärts, ohne vom Feind bemerkt zu werden. Ja, sie kamen sogar so weit, daß sie zuletzt nicht mehr wußten, wo sie eigentlich hingeraten waren. Ein wüstes, steiniges Geröllfeld lag vor ihnen, ein scharfer Wind kam von den Dolomiten herüber und ließ ihr Gebein klappern. Und plötzlich warfen sie sich alle vier wie auf Kommando zu Boden. Dort drüben, hundert Meter vor ihnen, ragte ein Gewehrlauf. Ob er vergessen war? Ob er in der Hand eines Schützen ruhte? Sie blieben regungslos, angstvoll liegen, bis ihnen die Kälte in den Körper kroch.

Für Pietro Pagliaccio aber war dieser k. u. k. Gewehrlauf wie ein Gruß aus der Pfannkuchengasse. Als wäre ein Zauber in ihm gebrochen, so wurden auf einmal alle seine Gedanken mobil. Und mit einer Todesverachtung, die ihm das ehrfürchtige Staunen der Kameraden eintrug, erbot er sich, hinüberzuzukriechen nach dem geheimnisvollen Lauf und Kundtschaft einzuholen. Die andern sollten warten, bis er zurückkäme. Aber als er, auf dem Bauch vorwärts rutschend, zurückschaute, sah er, wie sich die drei Helden drückten.

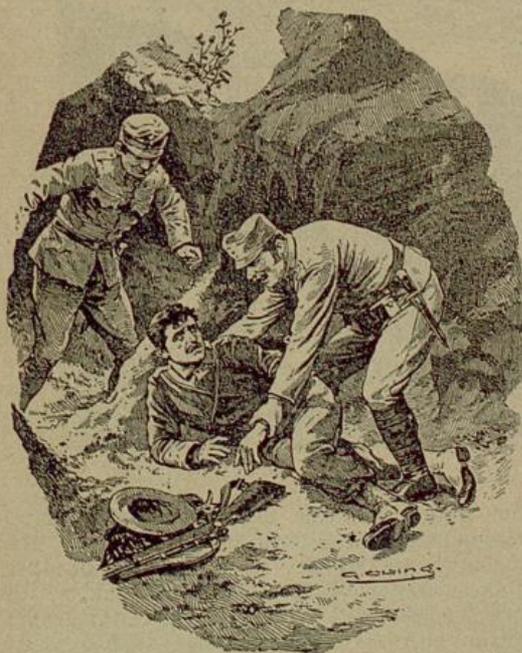
Und während Pietro Pagliaccio vorwärts kroch und sich die Hände blutig riß, dachte er nur an die goldenen Zeiten in Wien, die erfüllt waren vom Duft der heißen Maroni und Apfelsinen. Wenn an dem Lauf ein Oesterreicher hing?! Per bacco, der Mailänder hatte recht: Warum ließ man sich totschießen? Also, wenn ein Oesterreicher daranhing, würde er zerknirscht auf ihn zugehen und reumütig sagen: „Perdono!“

Da war der Lauf. Es war wirklich nur ein solcher, ohne Schast. Jemandwo vergessen worden. Traurig und doch mit dem Mute der Verzweiflung kroch Pietro Pagliaccio weiter. Und plötzlich hörte er Stimmen. Das Herz schlug ihm bis zum Halse vor Angst und Entzücken: Wiener Laute! Hier mußten irgendwo ein paar Menschen gemütlich zusammensitzen.

\*) Pumbengestindel.

Er rutschte weiter, traf auf einen Erdsplatt und rollte hinüber wie eine Schlange. Da gab das Erdreich nach und Pietro stürzte mit Donnergepolter in die Tiefe. Es mußte wohl in die Hölle gehen, denn ein paar mörderliche Flüche kamen herauf. Pietro glaubte auch hier Verzehrung heischen zu können und suchte nach dem Wort: „Perdono“. Aber das andere war ihm noch geläufiger und so brüllte er aus Leibeskräften: „Avanti Savoia! Avanti Savoia!“, während er sich auf dem feuchten, dunkeln Erdboden wälzte, wie der heilige Laurentius auf dem Rost.

Eine Teufelsfaust ergriff ihn und riß ihn hoch. „Verdammtter Kachelmacher, i geb' dir avanti savoia!“ Ein furchtbarer Puff in Pietros ohnehin empfindliche Kreuzgegend und er flog gegen etwas Weiches, gerade einem riesigen Soldaten in die Arme. „Avanti Savoia!“ brüllte er wieder in höchster Verzweiflung. Sein Peiniger stand schon wieder mit Püffen geladen hinter ihm. Da rief der Riese, der ihn immer noch mit schmerzhafter Zärtlichkeit in den Armen hielt, ganz verdutzt: „Halt a mal, Freundl, bald



Sein Peiniger stand schon wieder mit Püffen geladen hinter ihm.

er jetzt die Gockelsfedern vom Kopf hat, schaut er aus wie a Mensch ... Jessas Mariand ... dös is, dös is ... ja is denn wahr ... dös is ja der heiß Maronibrater aus der Pfannkuchengassen ...

Pietro Bagliaccios Schlachtruf hatte zum erstenmal einen durchschlagenden Erfolg erlangt. Vergnügt und mit der Welt versöhnt

trabte er am andern Morgen mit dem großen Wiener nach der Etappe, um die Reise nach Ungarn anzutreten. Und sein Glück wurde vollkommen, als ihm der „Feind“ versicherte, der Torbogen in der Pfannkuchengasse bliebe ihm erhalten, denn es sei kein Kachelmacher mehr in Wien.

## Alles, wie es recht und Gesetz ist.

Von W. K.

Der alte Lorenz war zwar im Armenhaus untergebracht, aber die Pfründe, die ihm damit überwiesen wurde, kam ihm etwas mager vor und schien ihm durchaus nicht dem zu entsprechen, was er als ehemaliger Landstreicher an Verdiensten um die Menschheit sich erworben hatte. Insbesondere beklagte er das Fehlen jeglicher Schnapskompetenz bei seiner Pfründe. Um diese Lücke auszufüllen, pflegte er unentwegt Besenreis zu stehlen, um die Hausfrauen der Gemeinde mit echten deutschen Besen und sich selbst mit edlem Kartoffelschnaps zu erquicken. Leider aber wurde er beim „Gausen“ erwischt und vor den Oberförster geladen. Dieser, ein „sozial orientierter“ moderner Mann, hatte Mitleid mit dem alten Knaben und fühlte Lust, den Diebstahl nach der heute herrschenden Mode auf das soziale Milieu des Angeklagten zu schieben.

„Lorenz,“ sagte er gütig, „Ihr seid zwar beim Raschen von Besenreis erwischt worden und ich müßte Euch eigentlich strafen. Weil Ihr aber ein armer Mann seid, will ich Gnade für Recht ergehen lassen. Nur müßt Ihr schön drum bitten, damit ich vor dem Waldhüter bestehen kann, der Euch angezeigt hat. Wollt Ihr?“

Aber damit kam er beim alten Lorenz übel an. Der war noch aus der alten, stolzen, starren Gesetzeschule und nicht neumodisch „sozial orientiert“. Er schüttelte getränkt den kahlen Schädel. Sein Besenbindergefühl rumorte gewaltig.

„Herr Oberförster, halten zu Gnaden und nehmen Sie es mir nicht für in übel. Aber ich will nichts umsonst, so arm ich auch bin. Ehrlich hab' ich's mein Lebtag gehalten, und dabei will ich leben und versterben. Alles soll in der gehörigen Ordnung geschehen, wie es recht und Gesetz ist: Ich stehl' ehrlich mei' Holz und zahl' ehrlich mei' Strof'. Adies, Herr Oberförster!“

Loszuwerden den alten Kopf,  
Ist ein vernünftig Begehren,  
Aber wer wird darum den Kopf  
Gleich rattenkahl sich scheeren?

Geibel.